

Hoffnung nämlich, daß der höhere Kampfwert einer hochprofessionellen Freiwilligenarmee billiger zu haben ist. Auch hier spielen gesellschaftspolitische Argumente eine wichtige Rolle: Die Einschränkungen der Grundrechte des einzelnen durch die Wehrpflicht seien mit der veränderten sicherheitspolitischen Lage, dem Fortfall einer unmittelbaren Gefährdung Deutschlands, nicht mehr legitimierbar.

In jedem Fall ist die Bundeswehr nicht mehr selbstverständlich eine Wehrpflichtigenarmee. Und die deutsche Diskussion steht natürlich auch im Kontext eines allgemeinen (kontinental-) europäischen Trend – jüngstes Beispiel Frankreich – hin zur Abschaffung der Wehrpflicht. In den angelsächsischen Ländern, voran den USA, in Großbritannien und Kanada liegt die Verteidigung in Friedenszeiten schon lange ausschließlich in den Händen von Berufssoldaten. Und damit setzen auch die stabilsten Demokratien auf Freiwilligenarmeen; umgekehrt wurden die Kriege des zu Ende gehenden Jahrhunderts mit Wehrpflichtigenarmeen geführt.

Bundeswehr und Wehrpflicht haben aber zweifelsohne einen besonderen Platz in der politischen Kultur unseres Landes. Ihre öffentliche Wahrnehmung war die längste Zeit durch den Bezug auf historische Erfahrungen, der Reichswehr der Weimarer Republik und der Wehrmacht von Nazi-Deutschland geprägt. Und das reicht von den heftigen politischen Auseinandersetzungen über die Wiederbewaffnung über die Nachrüstungsdebatten bis zu den Lichterketten während des Zweiten Golfkriegs.

Daß die Wehrform unter veränderten sicherheitspolitischen Rahmenbedingungen und auch bestimmten demographischen Entwicklungen auf den Prüfstand muß, wird niemand bestreiten. Nur eine breite Debatte zu einer künftigen Wehrstruktur und Wehrform wäre zu wünschen. Über welches Gut unsere Gesellschaft mit einer in sie integrierten und in ihr vielfach verankerten Bundeswehr verfügt, sollte erst wieder

ins breite Bewußtsein dringen. Ebenso die bleibende Verantwortung, die jeder Bürger und jede Bürgerin für die Sicherung von Frieden und Freiheit auch unter veränderten politischen Voraussetzungen hat. A. F.

## Überregional

*Den Büchnerpreisträger Arnold Stadler läßt die Gottesfrage nicht los*

Als im Sommer vermeldet wurde, wem die Akademie für Sprache und Dichtung in diesem Jahr den *Georg-Büchner-Preis* zuspricht, wurde dies allerorten als eine Überraschung angesehen. Den Marie-Luise-Kaschnitz-Preis hatte man im vergangenen Jahr noch als angemessen empfunden; den Lyriker und Erzähler *Arnold Stadler* aber am 23. Oktober in Darmstadt mit dem bedeutendsten deutschen Literaturpreis auszuzeichnen, schien manchem zu viel der Ehre.

Begründet war das Erstaunen darin, daß *Arnold Stadler* aus der Provinz stammt und auf den ersten Blick auch schriftstellerisch kaum darüber hinaus-zukommen scheint. Er gerät deshalb in immer wieder in den Verdacht, ein Heimatdichter zu sein. Tatsächlich kehrt der 1954 im badischen Meßkirch geborene Literat in seinen als Autobiographien gestalteten Romanen immer wieder heim: nach Kreenheinstetten, Schwackenreute und anderen nur vermeintlich dem dichterischen Übermut entsprungenen, tatsächlich aber realexistierenden Orten zwischen Donau und Bodensee oder Freiburg und dem Hochrhein, in die die in ihrer Ambivalenz beschriebenen Segnungen der Moderne erst vor kurzem Einzug gehalten haben.

Doch die Figuren der Erzählungen sind keine Helden ihrer Heimat. Wo immer

Nostalgie droht, ist der Umschlag ins Sarkastische nahe, anhand dessen Stadler mit großartiger Selbstironie und zum Teil derbem Sprachgestus ein passant *große Fragen* von überregionaler Bedeutung aufwirft: nach Leben und Tod, Sex und Gott. „Der Tod – und Gott – waren ja die beiden Götter meiner Kindheit“, heißt es in dem 1994 erschienen Roman *„Mein Hund, meine Sau, mein Leben“*.

Unabhängig davon, ob die Romane im strengen Sinne Autobiographie sind, wie der Autor vehement bestreitet, oder Fiktion: An allen Charakteren, denen Stadler das „ich“ in den Mund legt, nagt der Selbstzweifel, den sie mühevoll narrativ zu beruhigen versuchen. Stadler bekennt selbst in seiner Dankesrede anlässlich der Preisverleihung: „Früher habe ich zum heiligen Antonius gebetet, daß ich mich finde. Katholiken wissen, daß dieser Heilige für jene da ist, die etwas verloren haben.“

Als Echo auf den *Verlust der Selbstgewißheit* des neuzeitlichen Subjekts geraten die unterschiedlichsten Verletzungen von Leib und vor allem der Seele zur einzig möglichen Form der Selbstvergewisserung: Ich leide, also bin ich. „Ich blute, also bin ich“, so Stadler wörtlich.

Das „Ich“ als „Lebenszeichen von Unglück“: Dieser Schwermütigkeit, mit humorvoll gebrochenem Fatalismus pointenreich dargeboten, korrespondiert der *Sprachzweifel*, das Ringen um die richtigen Worte an den Grenzen der Sprache. Die Begeisterung des ebenfalls aus Meßkirch stammenden und darum in vielen Texten umhergeisternden *Martin Heidegger* für das vermeintlich ursprüngliche und deshalb noch „gesunde“ Sprachvermögen der Leute auf dem Lande findet jedenfalls keine Zustimmung. Es sei grundsätzlich eine Illusion, daß es auf dem „so genannten Land“ noch „Boden unter den Füßen“ gebe.

Das eigentlich Interessante aber am Werk Stadlers, das jetzt in Darmstadt ausgezeichnet wurde, ist die Tatsache, daß der katholisch sozialisierte Autor

nach seinen theologischen Studien – unter anderem in Rom und mit dem Berufsziel Priesteramt – zwar auf Distanz zum Kirchlichen gegangen ist, jedoch seine weiterhin große Sensibilität für letzte Fragen nicht verbirgt. Frühe Prägungen werden nicht nur durch sein Leiden am Libertinismus offengelegt, für ein bemühtes Insistieren auf „weltanschaulicher Neutralität“ hat Stadler nur Spott übrig. Immer wieder stellt sich bis in die jüngeren Werke wie in „Der Tod und ich, wir zwei“ („Darf Gott vorkommen?“) und in seinem jüngsten Roman „Der hinreissende Schrotthändler“ die zumindest im Modus der Klage vorgebrachte Frage nach Gott.

Es überrascht deshalb nicht, daß das *Buch der Psalmen*, auf das auch in den Romanen immer wieder angespielt wird, in seinem Schaffen von Bedeutung ist. Stadler, der für eine germanistische Arbeit über „Das Buch der Psalmen und die deutschsprachige Lyrik des 20. Jahrhunderts“ (vor allem zu Bertolt Brecht und Paul Celan) promoviert wurde, legte erst jüngst einen Band vor, in dem er ein Drittel der Psalmen ins Deutsche übertragen hat. Nicht um philologische Genauigkeit beim Übersetzen ging es ihm, sondern um den erfolgreichen Versuch, die

Psalmen als Gedichte in einer lebendigen Sprache wiederzugeben ohne gegen die theologische Redlichkeit zu verstoßen.

Daß die biblische Sprache und der theologische Diskurs zum Subtext seiner Romane gehören, bewies sich schließlich bei der Rede zur Verleihung des Büchnerpreises, in der der Geehrte Büchners Barmherzigkeit gegenüber den Charakteren seiner Dramen mit dem *Erbarmen* des neutestamentlich bezeugten Jesus von Nazareth verglich, „eine theologische Kategorie, die über das Mitleid weit hinausgeht“. Auch Stadler selbst stellt sich in diese literarische Tradition: „Es sind doch auch Menschen!, lasse ich den Pfarrer beim Kirchenchorausflug sagen – über Menschen, die aus dem Hinterland der Welt kommen und als Waldmenschen gelten“.

An der Wende zum neuen Jahrtausend ist es Stadler mit diesem Erbarmen Jesu durchaus ernst: „Auch wenn wir nichts mehr davon wissen: Wir rechnen 2000 von 1 an. Und 1, das heißt: Der Stall von Bethlehem, mit dem Stern als Zeichen der Versöhnung von Himmel und Erde, mit den Weisen aus dem Morgenland als Zeugen für die ganze Welt, diese Welt, die zweitausend Lichtjahre oder mehr vom Stern von Bethlehem entfernt ist.“

S. O.

zeichnung belegten aber auch mehr als deutlich, wo die Stolpersteine für eine weitere Annäherung der seit der Reformation des 16. Jahrhunderts getrennten Kirchen liegen.

Dem symbolträchtigen Akt am Reformationsfest ging ein mühsames Hin und Her voraus. Einige Monate lang war unsicher, ob es überhaupt zu einer verbindlichen Bestätigung der Gemeinsamen Erklärung durch die beiden Gesprächspartner Lutherischer Weltbund (LWB) und katholische Kirche, vertreten durch den päpstlichen Einheitsrat, kommen würde. Die offizielle Antwort der katholischen Seite vom Juni 1998 sorgte bei den Lutheranern für beträchtliche Irritationen, und auf lutherischer Seite hielt die Kritik vor allem aus der wissenschaftlichen Theologie auch nach der Billigung der Gemeinsamen Erklärung durch den Rat des LWB an.

Es brauchte die zusätzliche „Gemeinsame Offizielle Feststellung“ mit ihrem Anhang, um aus der drohenden Sackgasse heraus zu kommen. Die Feststellung bestätigt ausdrücklich die beiden entscheidenden Schlußfolgerungen der Gemeinsamen Erklärung zum „Konsens in Grundwahrheiten der Rechtfertigungslehre“ und zu den gegenseitigen Verwerfungen in den lutherischen Bekenntnisschriften und den Dekreten des Trienter Konzils. Der Anhang enthält Erläuterungen zu den Teilen der Gemeinsamen Erklärung, die bei der offiziellen Rezeption des Textes besondere Schwierigkeiten bereitet hatten (Rechtfertigung und Sünde, Rechtfertigung „allein aus Glauben“, „gute Werke“, Rechtfertigungslehre als Maßstab).

Daß der Weg bis zur Unterzeichnung so schwierig war, kann eigentlich nicht wunder nehmen. Der lutherisch-katholische Dialog seit dem Zweiten Vatikanum hat zwar etliche gewichtige Dokumente hervorgebracht (so z. B. über das Herrenmahl, das Amt und ein Konzept von Kirchengemeinschaft). Aber keiner dieser Texte war auf eine formelle Bestätigung durch die Dialogpartner bzw. ihre zuständigen Organe angelegt. Die

## Ökumene: Der Meilenstein von Augsburg

*Mit der Unterzeichnung eines entsprechenden Dokuments bekundeten Lutheraner und Katholiken jetzt einen Konsens in Grundaussagen der Rechtfertigungslehre. Wie dieser Konsens das Miteinander der beiden Kirchen verändern kann, ist allerdings noch offen.*

Die feierliche Unterzeichnung der „Gemeinsamen Offiziellen Feststellung“ und damit indirekt der „Gemeinsamen Erklärung zur Rechtfertigungslehre“ am 31. Oktober durch die katholische Kir-

che und den Lutherischen Weltbund in Augsburg war ein Markstein in der Geschichte der Beziehungen zwischen den beiden Glaubensgemeinschaften. Vorgeschichte und Begleitmusik der Unter-